

Sven Spieker (Hrsg.): Bürokratische Leidenschaften. Kultur- und Mediengeschichte im Archiv (= copyrights. Bd. 13). Berlin: Kulturverlag Kadmos 2004; ISBN 3-931659-52-6; 29,80 €

Der Sammelband ist zugleich ein Ärgernis und dennoch Archivarinnen und Archivaren dringend zur Lektüre zu empfehlen. Ein Ärgernis sind einige Beiträge, die u. a. von realen Archiven bzw. dem realen Archivwesen handeln, deren Autoren sich jedoch nicht die Mühe gemacht haben, sich die dazu notwendigen Kenntnisse selbst simpelster Art anzueignen. Dass gerade diese Beiträge zur Lektüre empfohlen werden können, hängt jedoch mit eben diesem Umstand zusammen. So wenig Archivarinnen und Archivare aus ihnen für ihre praktische Tätigkeit lernen können, so viel erfahren sie über die Außensicht des Archivwesens aus dem Blickwinkel der Kulturwissenschaften, die sich anschicken, das Thema „Archiv“ für sich zu entdecken und im öffentlichen Raum zu besetzen.<sup>1</sup> Archivare beteiligen sie an ihren Diskursen nicht oder kaum (im vorliegenden Band schreibt kein einziger, sehr wohl aber ein Bibliothekar). Sie verlieren daher in einer Debatte an Boden, die sie unmittelbar betrifft und in der sie eigentlich eine prominente Rolle spielen müssten.

Denn in der Sicht der „Bürokratischen Leidenschaften“, insbesondere in der Einleitung des Herausgebers Sven Spieker, gibt es heutzutage zwei Archive: Das „digitale Inter-Archiv unserer Zeit“ und „Papierarchive des Aktenzeitalters“. Während das erste in die Zukunft weist, hat sich das zweite überlebt. Solche Gedanken können den „traditionellen Akten-Archivar“ zum Nachdenken und zur Selbstvergewisserung anregen; sie sind jedoch für das Archivwesen nicht ungefährlich, weil sie einem Trend in Politik und Gesellschaft entsprechen, zum Teil aus einem kurzfristigen Sparbedürfnis heraus in einer nicht-digitalen Archivierung keinen rechten Sinn mehr erblicken zu wollen.<sup>2</sup> Archivarinnen und Archivare sollten daher die Thesen kennen, die eventuell demnächst ein Beamter eines Rechnungshofes gegen sie ins Feld führt, der sich dabei auf der Höhe der Erkenntnis der neuesten Literatur zum Thema wähnt.

Eine nähere Betrachtung der Einleitung lohnt sich daher schon unter diesem Aspekt. Wie argumentiert Spieker also? Er beginnt mit der Feststellung, dass heute nur noch

---

<sup>1</sup> Vgl. Andreas Pilger: Rezension zu Wolfgang Ernst: Das Rumoren der Archive. Berlin 2002. In: [www.forum-bewertung.de](http://www.forum-bewertung.de).

<sup>2</sup> Die jüngsten Vorgänge um die Vorstellungen des sächsischen Landesrechnungshofes belegen, dass Archiven hier tatsächlich reale Gefahren drohen, vgl. Sächsisches Archivblatt 2/2004, S. 3.

0,3 Promille aller Informationen in analoger Form verfügbar seien, der ganze Rest sei digital vorhanden. Das „digitale Inter-Archiv“ (S. 7) erscheint so als übermächtig, während die kleine Restmenge analoger Information fast schon zu vernachlässigen ist. Diese Zahl bezogen auf die Informationsmenge mag stimmen, doch schon bei diesen Ausgangsthesen fällt eine mangelnde Auseinandersetzung mit der Frage auf, wie denn die Binnendifferenzierung von Information einzuschätzen ist. Spieker setzt „digital“ undifferenziert mit einem „globalen Datennetz“ (S. 7) gleich, in dem alles weltweit verfügbar sei, unausgesprochen also mit dem Internet. Dass vieles aber nur in internen Netzen von Verwaltungen, Unternehmen und Verbänden verfügbar ist, anderes zwar über das World Wide Web, aber gegen Bezahlung, und wieder anderes nur lokal auf einer CD oder DVD, diskutiert er nicht. Betrachtet man Information qualitativ, also unter dem Aspekt: wo sind die inhaltlich wichtigsten Informationen für Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft gespeichert, so wird sogar davon ausgegangen werden können, dass das „globale Datennetz“ weit hinter den abgeschotteten, aus gutem Grund nicht-öffentlichen Netzen der entsprechenden Institutionen zurücksteht. Die Vorstellung vom „globale Datennetz“ bekommt schon damit deutliche Risse.

Auch die zweite Grundannahme, die Spieker mit dieser Vorstellung verbindet, zeugt von mangelnder Auseinandersetzung mit dem Thema. Er glaubt nämlich, dass „die digitalen Archive längst alles [speichern – M.P.], was nur je irgendwo aufgezeichnet wurde“ (S. 7). Gewiss, sie speichern – aber sie vergessen auch schnell wieder. Nichts ist flüchtiger als eine Information im Internet. Die Vorstellung, dieses sei ein sich selbst regulierendes, dezentrales System das sozusagen von selbst die dauerhafte Speicherung von allen Informationen sorgt, ist sicher ebenso falsch wie der Gedanke, dass angesichts stetig fallender Preise für Speicherplatz auch alles gespeichert werden könne, ohne dass jemals eine Bewertung der Information notwendig sei.

Spiekers Prämisse lautet jedoch, dass ein globales Datenarchiv existiere, das tendenziell alle Informationen speichere und vorhalte. An diesem letzten Punkt sieht er den wichtigsten Unterschied zum traditionellen „Akten-Archiv“. Hier habe nämlich noch eine Bewertung stattgefunden, eine Auswahl des Archivwürdigen, während dies im modernen Datenarchiv nicht mehr geschehe. So hätten Archive früher ein „Außen“ und ein „Innen“ (S. 8) des Archivs konstruiert: das „Außen“ der Welt mit ihrer Datenfülle, und das „Innen“ mit einem bereinigten Datenbestand. Klassische Bewertung versteht er als Transfer von „Außen“ nach „Innen“. Über diese Begriffe mag man

streiten, im Grundsatz kann man Spieker jedoch insoweit folgen, als Bewertung und anschließende Übernahme natürlich einen Transfer darstellen. Eine abgelegte Akte wird schon unter rein juristischer Betrachtung erst durch die Bewertung zu Archivgut. Spieker geht jedoch weiter. In seinen Augen findet durch das tendenziell alles speichernde globale Datennetz der Transfer von Information in die „hoffnungslos low-tech“ (S. 8) klassischen Archive nicht mehr statt. Information bleibe vielmehr, wo sie entstanden sei: im Netz. Die Unterscheidung zwischen „Innen“ und „Außen“ des Archivs entfalle somit, und mit ihr die Bewertung. Die Welt als Archiv – das Archiv als Welt, solche Gedanken können einen philosophischen Diskurs weiterführen, helfen jedoch dem wenig, der tatsächlich mit der Sicherung der Daten zu tun hat. Versteht man Spiekers Ansatz als völlig losgelöst von der Realität, so kann man sich an dieser Stellen entscheiden, ob es einem Freude macht, sich an Diskursen dieser Art zu beteiligen oder nicht.

Spieker scheint jedoch so sehr von der Realität seines Ansatzes überzeugt zu sein, dass er ihn tatsächlich auf weiteren 17 Seiten ausbreitet und dabei immer wieder Arbeitsweisen und Verhältnisse der Archive der realen Welt kommentiert. Vieles davon muss hier nicht ausgebreitet werden, doch sollen einige markante Punkte herausgegriffen werden.

Archive (den Begriff verwende ich im folgenden, wenn Spieker von traditionellen oder Akten-Archiven spricht) spielen zwar im Geschäft der Informationsspeicherung nur noch eine zunehmend marginale Rolle, aber sie sind immer noch ein Ort, den man gerne aufsucht, denn hier trifft man antiquierte Menschen, die noch immer meinen, eine erfolgreiche Speicherung setze Vergessen anderer Dinge voraus (also Bewertung). Sie rücken damit in die Nähe von Museen, die einen kuriosen Blick in ein vergangene Zeit ermöglichen (nicht wegen ihrer Bestände, sondern wegen ihrer Arbeitsweise).

Da der Begriff „Archiv“ sowohl die Archivalien selbst als auch den Ort ihrer Aufbewahrung bezeichnet, ist Archivgut für Spieker „immer schon ver-ortet“, und Archivare sind „Navigationsspezialisten (Kybernetiker), die das gelagerte immer in Abhängigkeit von dem Ort betrachten, an dem es sich befindet“ (S. 9). Im Rahmen des Provenienzprinzips hat der Ort, von dem Archivgut stammt, natürlich eine große Bedeutung für die Wiederauffindbarkeit. Spieker nimmt diesen Ortsbezug jedoch wörtlich und scheint sich damit auf frühere archivische Ordnungssysteme zu beziehen, also auf die Verwendung von Lokaturen statt Signaturen. Die Unabhängigkeit moderner Signaturen vom physischen Lagerort ist ihm jedoch entgangen.

„Der Archivar interessiert sich vor allem für die Regeln und Kriterien, nach denen die Registraturen [...] geordnet sind. Es sind letztendlich diese Regeln, die er in seinem Archiv rekonstruieren will“ (S. 17). Diese Einlassung zeigt deutlich, wie wenig Spieker die Diskussionen innerhalb des deutschen Archivwesens kennt, namentlich die Bewertungsdebatte, obwohl er seine Erkenntnis offenbar der Vorstellung einer Bewertung nach Kriterien der Evidenz im Sinne von Menne-Haritz nach Schellenberg<sup>3</sup> entnommen hat (ohne die Feinheiten dieses Konzepts zu verstehen). Dass neuerdings der Gegensatz zwischen Informations- und Evidenzwert nicht mehr in dieser Weise gesehen wird, ist Spieker entgangen.

„Die Logik des Archivs ist die, daß es Neuzugänge nur dadurch aufnehmen kann, daß es älteres Material aussortiert und der sogenannten Makulatur übergibt“ (S. 21). Diese Weisheit ist so zu verstehen, dass nach Spiekers Vorstellung ein Archiv, das 10 lfm. vorne übernimmt, hinten 10 lfm. herausschmeißt, also sich etwa der mittelalterlichen Urkunden entledigt, um Sozialhilfeakten aufnehmen zu können. Es ist wohl nicht notwendig, darauf hinzuweisen, wie weit sich solche Vorstellungen neben der Realität archivischer Arbeit bewegen. Interessanter ist schon die Frage, wie man auf so etwas kommen kann. Es handelt sich offensichtlich um einen direkten Kurzschluss von Theorien des Gedächtnisses, wo der Gedanke Sinn macht, ständig nicht aktuelle Daten zu löschen, um die aktuellen und neuen präsent halten zu können. Ein Archiv kümmert sich jedoch gerade darum, dass solche regelmäßigen Löschungen des einmal als archivwürdig erkannten nicht notwendig sind, und genau dazu dient ja die Bewertung, die von vorne herein verhindert, dass die gespeicherten Datenmengen übermächtig werden, weshalb spätere regelmäßige Aussonderungen im Unterschied zu Bibliotheken weder notwendig noch sinnvoll sind<sup>4</sup>. Archive arbeiten also anders als das Gedächtnis des Menschen und anders als Computer, die ihren begrenzten Arbeitsspeicher immer wieder neu überschreiben – insofern könnte Spiekers Missverständnis immerhin dazu anregen, über die bisweilen recht unreflektiert

---

<sup>3</sup> Theodore R. Schellenberg: Die Bewertung modernen Verwaltungsschriftguts. Übersetzt und herausgegeben von Angelika Menne-Haritz (= Veröffentlichungen der Archivschule Marburg. Nr. 17). Marburg 1990. Spieker kennt nur das amerikanische Original. Überhaupt fällt bei der Durchsicht seiner Literaturangaben auf, dass neuere archivwissenschaftliche Beiträge fehlen und sich sein Horizont auf Klassiker wie Brenneke, Meisner und Posner beschränkt, wobei schon Papritz fehlt. Der daraus entstehende Eindruck einer recht zufälligen Sichtung archivwissenschaftlicher Literatur wird nicht ganz falsch sein (S. 345).

<sup>4</sup> Nachbewertung ist zwar ein durchaus zu diskutierendes Thema, ist jedoch fast ausschließlich dann relevant, wenn die erste Bewertung grob fehlerhaft war und daher nicht als Bewertung im heutigen Sinn zu verstehen ist.

genutzte Selbsttitulierung des Archivwesens als „Gedächtnis der Gesellschaft“ nachzudenken. So ganz trifft sie tatsächlich nicht die Realitäten.

Spieker stellt fest, dass Archivare drei Hauptaufgaben (S. 21) haben, nämlich 1. Übernahme von Archivgut, 2. dessen Evaluierung (worunter er die archivische Bewertung versteht) und 3. die Aufstellung (was er anscheinend unter Erschließung versteht). Schon an dieser Aufzählung werden terminologische Unsicherheiten deutlich, denn nach dem üblichen Verständnis entsteht Archivgut erst durch die Bewertung von angebotenem Registratur- und Sammlungsgut. D. h., Aufgabe 1 und 2 fallen de facto zusammen. Wie wenig sich Spieker mit archivischen Arbeitsweisen auskennt, zeigen auch seine folgenden Ausführungen zur Bewertung selbst, wo er von der Evaluierung von Dokumenten spricht. Das entspräche einer Einzelblattkassation, die wenigstens im deutschen Archivwesen eher die Ausnahme als die Regel ist. Moderne Bewertungsverfahren hat er also noch nicht einmal ansatzweise rezipiert. Er stellt sodann seine Unkenntnis vollends unter Beweis, indem er versichert, dass kein Dokument spurlos verschwände: „Auch noch das bedeutungsloseste Papier – zum Beispiel die Notizen, die sich ein Beamter während eines Telefongesprächs gemacht hat – wird sorgfältig katalogisiert und indexiert“, bevor es vernichtet wird (S. 21). Die Forderung nach Transparenz bei der Bewertung in allen Ehren: Eine derartige Verzeichnung aller kassierten Dokumente würde den Erschließungsaufwand der aufbewahrten bei weitem übersteigen. Spieker scheint dieses schon allein praktische Problem zu realisieren, denn er geht davon aus, dass die Vernichtung von Akten auf diese Weise noch mehr Papier produziere und dass vernichtete Akten in zahlreichen Findmitteln geführt werden (S. 22). Wo er diese gesehen hat, verrät er nicht.

Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, dass Spiekers Gedankengebäude sich zwar für einen Laien recht angenehm lesen mag, dass es aber so vollständig auf Sand gebaut ist, dass die Einstreuung gelehrter Zitate von Derrida, Kafka, Freud, Foucault oder Kant eigentlich eher entlarvend wirkt, als die Argumentation stützend. Auch andere Autoren in diesem Band stellen ihre Belesenheit immer wieder durch Einflechtung solcher Zitate unter Beweis, doch es handelt sich letztlich um das immer gleiche Herunterbeten der immer gleichen Zitate, das zu keinen neuen Gedanken und keiner neuen Theorie führt, so dass man es hier mit Zwergen zu tun hat, die sich auf die Schultern von Riesen setzen, ohne deren Niveau zu erreichen.

Was kann man von einem Sammelband erwarten, der so eingeleitet wird? Die Qualität der einzelnen Beiträge variiert. Je weiter sich die Autoren vom realen Archivwesen wegbewegen und sich auf die Diskussion philosophischer oder kulturwissen-

schaftlicher Fragen beschränken, desto weniger ist zu ihnen an dieser Stelle zu sagen. Auch dort, wo Spieker selbst sich auf seinem Spezialgebiet bewegt und sich etwa zu den Surrealisten und ihrer Auffassung von Ablagekultur äußert, wird sein Beitrag durchaus lesenswert. An anderen Stellen des Buches jedoch schlägt bei zahlreichen der Autoren immer wieder die Unkenntnis der praktischen Fragen der Archivierung durch. Das ist an sich nicht zu kritisieren, denn dafür gibt es ja Experten, die sie hätten fragen können. Zu kritisieren ist jedoch die Borniertheit, mit der sie sich über diese Notwendigkeit, zu fragen oder zu lesen, hinwegsetzen.

Insgesamt ist es trotz allen Ärgerns lehrreich, die „Bürokratischen Leidenschaften“ zu lesen oder wenigstens anzulesen. Wenn man sich darüber wundert, warum in der öffentlichen Wahrnehmung so vieles aus dem Archivwesen nicht oder nur verzerrt ankommt, kann man hier erfahren, warum das so ist.

Max Plassmann